
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 165. Bromberg, den 22. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Positur der Lotosblume.

Während der Rückfahrt nach Europa habe ich an Ulam Singhs Wesen wenig Absonderliches oder Merkwürdiges gefunden. Er unterschied sich nichts von jedem anderen eingeborenen Diener. Er hielt meine Sachen leidlich in Ordnung, bediente mich zu meiner Zufriedenheit und verbrachte im übrigen seine freie Zeit mit dem Kauen von Betelblättern, die er sehr geschickt mit Butter zu bestreichen und mit einer Einlage von Arekanuß zu füllen verstand.

Auch hier in meiner Wiener Villa war er anfänglich ein Diener wie jeder andere; ein wenig exotisch vielleicht in seinen Lebensgewohnheiten, im allgemeinen aber erinnerte nichts in seinem Verhalten an jenen geheimnisvollen Vorgang, der sich im Garten des Pravatitempels in Agra abgespielt hatte.

Erst nach einigen Monaten erfolgte das tragikomische Abenteuer meines Kammerdieners Philipp mit seinem jungen Fuchs, das eigentlich die Einleitung zu jenen Ereignissen bildete, deren Verlauf, Doktor, mich zwang, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Um mich kurz zu fassen — — Philipp und mein indischer Gärtner vertrugen sich schlecht. Eine gewisse Eifersucht meines alten Kammerdieners mag wohl die Hauptschuld daran getragen haben. Sie müssen wissen, daß Philipp schon seit vielen Jahren in meinen Diensten steht; ich habe ihn von meinem verstorbenen alten Bruder übernommen. Daneben hat wohl auch Philipps Unduldsamkeit gegen die mannigfachen, oft all zu indischen Gewohnheiten Ulam Singhs mitgespielt. Der Inder liebte es beispielsweise, im Garten bei seiner Arbeit zu singen, in einem sonderbaren Rhythmus, der für europäische Ohren einfach unerträglich war. Auch war Ulam Singh nicht davon abzubringen, Treppen und Veranda täglich mit einer abscheulichen Kuhdunglösung zu bestreichen, wie er es von seiner Heimat her gewohnt war. All das gab Gelegenheit zu Streit, und eines Tages kam es sogar zu Tätlichkeiten — — der Anlaß war übrigens komisch genug.

Ulam Singh war abergläubisch. Er duldete es nicht, daß irgendwer im Garten auch nur eine einzige Rose von einem Stocke schnitt. Er war überzeugt, daß in jedem von den Rosenstöcken irgendein indischer Gott seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, der im übrigen den ganzen Tag zu schlafen schien. Denn bevor Ulam Singh die Gartenschere an die Rosen setzte, klatschte er dreimal in die Hände, damit der Rosengott gewarnt wäre und Zeit hätte, sich rechtzeitig auf und davon zu machen. Diese rücksichtsvolle Zeremonie unterließ Ulam Singh nie; ich und meine Gäste haben oft unseren Spaß daran gehabt.

Nun hatte aber Philipp eines Tages in Abwesenheit Ulam Singhs eine Art Götterdämmerung im Garten veranstaltet; zumindest drei Dutzend Rosen hatte er von den Stöcken geschnitten, natürlich ohne vorher den Göttern die gebührende Rücksicht des Aufweckens zu erweisen. Darüber kam es zwischen Philipp und Ulam Singh zu einem Streit, der diesmal in eine wilde Prügelei ausartete, bei der Ulam Singh den kürzeren zog. Er hinkte davon und stieß furchtbare Flüche und Verwünschungen in maharattischer Sprache aus. Von diesem Tage an suchte er offenbar unausgesetzt eine Gelegenheit, sich zu rächen. Und seine Rachsucht war so intensiv, daß sie ihn dazu brachte, jene geheimnisvolle, sorgsam vor mir verborgen gehaltene Fähigkeit zu benutzen, von der ich damals in Agra eine Probe erlebt hatte. Stellen Sie sich vor, Doktor, er kam auf den Gedanken, seine Kunst, das Wachstum eines fremden Organismus . . . doch nein! Ich will Ihnen die Geschichte von Anfang an erzählen.

Mein alter Philipp, der ein großer Tierfreund ist, hat vor ein paar Wochen von seinem Neffen, einem Forstgehilfen in Naßwald, einen possierlichen, ganz jungen Fuchs geschenkt bekommen, ein noch hilfloses, kaum acht Tage altes Tier, mit dem man spielen konnte, wie mit einer Katze. Philipp gab sich die größte Mühe, ihn aufzuziehen. Der Fuchs war überaus drollig in seinen Bewegungen und schon nach ein paar Stunden der Liebling der ganzen Dienerschaft, so daß es tagsüber ganze Prozessionen nach dem kleinen Schuppen gab, in dem Philipp das Tier untergebracht hatte. Dort lag es, ließ sich tätscheln und streicheln und spielte den ganzen Tag über mit Holzstücken und Zwirnknäueln, die man ihm gebracht hatte.

Gegen acht Uhr morgens am nächsten Tage hörte ich plötzlich Lärm im Hof. Ich trat ans Fenster; der alte Philipp kam kreischend über den Hof gelaufen. Er schwenkte die eine Hand in der Luft, sah mich am Fenster, blieb stehen und wies schreiend mit der anderen Hand nach dem Schuppen.

Da kam blitzschnell irgend etwas herausgeschossen . . . irgend etwas Großes, Langgestrecktes, Rotes . . . ein toller Hund dachte ich im ersten Augenblick. Mitten unter die Hühner fuhr das Phantom hinein, die nach allen Seiten auseinanderstoben. Dann raste er wütend hin und her zwischen den Mauern, die den Hof einschlossen, während Philipp mäuschenstill in einen Winkel gepreßt stand . . . nur die Hand schwenkte er noch immer in der Luft.

Ich lief ins Nebenzimmer, riß die Jagdflinte von der Wand, lud, legte an und schoß.

Die ekelhafte Bestie überschlug sich, fiel nieder, schleppte sich noch ein paar Schritte weit und streckte dann alle viere von sich.

Ich lief in den Hof hinunter. Ein riesiger, steinalter Fuchs war es, der tot auf der Erde lag. Meine Kugel hatte ihm das Rückgrat zerschmettert.

Jetzt kam auch der alte Philipp aus seinem Winkel hervor. Er war totenblaß vor Schreck und zitterte an allen Gliedern.

„Das ist Ulam Singh gewesen, der indische Teufel! Er hat mir meinen kleinen Fuchs gestohlen und an seine Stelle diese wilde Bestie in den Schuppen gesperrt," jammerte er

und zeigte mir seinen Arm. Er blutete aus einer tiefen Bißwunde. Der Fuchs hatte ihn, als er in den Stall trat und das Tier streicheln wollte, sofort angesprungen und sich in seinen Arm verbissen.

Ich ließ mir Ulam Singh kommen und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Dabei mußte ich mir alle Mühe geben, ernst zu bleiben, denn die raffinierte und drollige Art seiner Rache belustigte mich mehr, als ich zugeben wollte.

Woher er sich so rasch das alte bissige Tier verschafft hätte, wollte ich wissen.

Aber aus dem Inder war nichts herauszubekommen. Er blieb bei allen Vorwürfen stumm und zuckte bloß die Achseln.

Er sollte doch wengstens sagen, wo er das junge Tier versteckt hätte.

Ulam Singh gab keine Antwort.

Ich holte die Reitpeitsche aus der Tischlade, knallte ein paarmal durch die Luft, markierte fürchterlichen Zorn und drohte dem Inder, ihn auf die Straße zu jagen.

Aber Ulam Singh erschrak, als er mich zornig sah, und warf sich auf den Boden.

„Wo hast du das Tier versteckt, Halunke!" schrie ich.

„Sahib! Es ist der gleiche Fuchs!" jammerte Ulam Singh. „Ich schwöre, es ist der gleiche Fuchs!"

„Bist du verrückt?"

„Er ist so alt geworden über Nacht! Ich schwöre, Sahib, es ist der gleiche Fuchs. Sieh den weißen Fleck auf der Stirne."

Ich ging in den Schuppen . . . In der Ecke des Verschlages sah ich glimmende Holzkohle, und mit einem Male spürte ich jenen infernalischen Hanfgeruch wieder, und zu gleicher Zeit schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der mir im Augenblick toll, wahnwitzig und unmöglich schien, aber schon im nächsten festbegründete und unbestreitbare Wirklichkeit für mich geworden war.

„Ulam Singh!" forschte ich voll Aufregung. „Du hast mit dem Fuchse dasselbe getrieben, was du damals in Agra mit der Orchidee getan hast!"

„Ja, Sahib. Ich hab' ihn alt gemacht über Nacht."

„Wie hast du das angestellt, gib Antwort, oder ich zerschlage dir alle Knochen."

„Durch die Positur der Lotosblume," sagte der Inder zitternd. „Und durch den Verzicht des Atems, welcher die Reinigung meines Körpers bewirkt. Unsere Weisen nennen das: die Padmasana."

„Was ist das, die Positur der Lotosblume?" forschte ich.

„Die Gewalt der Lotosblume ist sehr groß, der schmutzige Körpertopf muß gereinigt werden," gab Ulam Singh geheimnisvoll zur Antwort.

„Beschreibe mir, was du getan hast," drängte ich.

„Wille ist der Dünger, Entsagung der Regen, Versenkung die Sonne, sagten meine Lehrer," erwiderte Ulam Singh.

Mehr war aus dem Inder nicht herauszuholen. Immer gab er diese gleichen, formelhaften Antworten. Dafür aber zeigte es sich, daß die Scheu und die Zurückhaltung, die sich Ulam Singh bis dahin auferlegt hatte, gebrochen waren. In der Tat! Tag für Tag wiederholte sich jetzt das Orchideenwunder. Ein kleiner Orangenbaum, der in der Halle stand, trug eines Morgens vier goldgelbe Früchte, ohne daß ich vorher Blüten wahrgenommen hätte. Eine Bohne, die ich selbst in die Erde gepflanzt hatte, war tags darauf meterhoch emporgeschossen. Ein paar Farrenkräuter in einem Winkel des Gartens wurden plötzlich zu einem undurchdringlichen Dickicht. Eine neugeborene Katze strich schon am Abend zwischen den Schuppen umher und jagte Mäuse . . . Sie sehen mich erstaunt an, Doktor, Sie wundern sich, daß ich von diesen Erscheinungen, die allen unseren biologischen Anschauungen widersprechen, erzähle, als ob sie das natürlichste und selbstverständlichste Ding von der Welt wären. Das Unfaßbare und Unerklärliche wird uns merkwürdig bald alltäglich. Der Mensch, der zum erstenmal das spukhafte Wunder des Telephons, das phantastische Ereignis desAeroplans erlebt hat, war sicher im ersten Moment starr vor Staunen — aber nur diesen einen Moment lang, und schon im nächsten schien ihm das Wunder gewöhnlich und selbstverständlich, und er bediente sich seiner, als wär' es seit jeher dagewesen. So ist es mir ergangen. Nur einen kurzen Augenblick lang war ich fassungslos, vermochte ich zu staunen, dann aber war mir das Wunder ein Alltagsding geworden und schien mir so vertraut, als wär' ich groß geworden in Ulam Singhs verschlossener Welt rätselvoller Weisheit und zauberhafter Fähigkeiten und hätte es nie anders gewußt.

Jetzt freilich, da Ulam Singh tot ist, beginnen mir die Erlebnisse der letzten Tage wieder unfaßbar und schattenhaft zu werden, das Gefühl des grenzenlosen Staunens, das mich in der ersten Sekunde durchzuckt hat und dann erloschen ist, ist schon jetzt wieder erwacht, und ich sehe die Zeit nahe, wo mir der Inhalt der letzten Tage in meiner Erinnerung nur wie ein furchtbarer und angstvoller Fiebertraum sein wird, der niemals Wirklichkeit gewesen ist.

Und dennoch habe ich Ulam Singhs Experiment mit eigenen Augen gesehen und im eigenen Körper gefühlt — lassen Sie mich weiter erzählen, Doktor.

Es war ein paar Tage später, daß ich von Ulam Singh verlangte, er solle mich bei einem seiner Experimente als Zeuge anwesend sein lassen. Er sollte seine Kunst vor meinen Augen erweisen. Es war nicht Mißtrauen und im Grunde auch nicht Wissenstrieb, der mich dieses Verlangen stellen ließ. Es war Neugierde, nichts als Neugierde, und ich setzte schließlich meinen Willen durch.

Es wurde vereinbart, daß Ulam Singh das Experiment in meiner Anwesenheit an Gretls kleinem Fox Billy ausführen sollte. Ich erinnere mich noch deutlich aller der umständlichen Vorbereitungen, die der Inder traf. Der Schauplatz des Versuches war die Veranda. Der Fox war an ein Stuhlbein angebunden und spielte unausgesetzt mit einem Papierknäuel.

Das erste, was Ulam Singh tat, war etwas sehr Merkwürdiges. Er brachte einen schmalen Leinwandstreifen von der Länge eines halben Meters zum Vorschein, den schlang er hinunter und zog ihn sodann an seinem Ende wieder aus dem Hals hervor, langsam Zoll für Zoll, — zur Reinigung des „schmutzigen Körpertopfs", wie er sich ausdrückte. Das erscheint Ihnen unmöglich — aber die indischen Sadhus sind zweifellos, ich kann wohl sagen: nachweislich, in ungleich höherem Maße Herren ihres Muskelspiels als wir. Dann trank Ulam Singh Wasser in großen Mengen und spie es wieder aus — auch das zur Reinigung seines Körperinnern, weil diese, wie er mir erklärte, die Voraussetzung zur Erlangung der Herrschaft über die Kräfte der Natur bilde.

Nun brannte er ein kleines Holzkohlenfeuer an, mitten auf dem Boden der Veranda, und warf große Mengen seines grünlichen Pulvers auf die glühenden Kohlen.

Sogleich verbreitete sich jener penetrante Hanfgeruch, den ich schon wiederholt wahrgenommen hatte. Ich bekam starke Kopfschmerzen und ein wenig Atembeschwerden. Billy spielte noch immer mit seinem Papierknäuel. Ulam Singh nahm indessen die Lotuspositur ein. Er setzte den rechten Fuß auf den linken Schenkel und ebenso den linken Fuß auf den rechten Schenkel. Dann griff er mit den Händen nach den Fußspitzen und hielt den Atem an. Ich stand hinter ihm und stellte mittels meines Taschenspiegels fest, daß tatsächlich jede Lungentätigkeit aufgehört hatte. Auch die Herztätigkeit schien erloschen zu sein. Die Augen quollen hervor und die Adern an der Stirne begannen anzuschwellen und heftig zu schlagen.

Die Untersuchung des Inders hatte mich die ganze Zeit über derart in Anspruch genommen, daß ich das eigentliche Objekt des Versuches, den Foxterrier, ganz außer acht gelassen hatte. Jetzt erst wandte ich mich dem Hund zu.

Ein alter, triefäugiger Köter lag vor mir auf der Erde. Der Geifer rann ihm aus dem Maul, die Augen blinzelten mich müde an. Ich rief ihn bei seinem Namen. „Billy!" rief ich, „Billy!"

Der Hund versuchte mühsam sich zu erheben, sank aber sogleich wieder kraftlos auf den Boden zurück. Ein paar Fliegen summten um seinen Kopf, aber Billy war zu müde oder zu faul, sie zu verscheuchen. Er stieß ein leises Jammern aus, das in ein Gähnen überging, streckte sich aus, blinzelte mich nochmals an und begann zu schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Krischan.

Skizze von Ernst Joachim Hoberg.

Wie die alten Hofeichen, der aus Bruchsteinen gemauerte Ziehbrunnen und die wuchtigen Pfeiler der Toreinfahrt nicht vom Beekhofe weg zu denken waren, so gehörte auch Krischan Bastwöste zu ihm.

Die Eichen reckten ihre knorrigen Äste in die Luft, grünten in jedem Frühjahr pflichtschuldigst aus und hielten in heißen Sommertagen die Sonnenstrahlen zurück; aber ihren eigentlichen Zweck, das Haus vor Blitzschlag zu bewahren, hatten sie nicht mehr zu versehen; das besorgten die neuzeitlichen Blitzableiter mit ihren goldfunkelnden Spitzen. Keinem Menschen fiel es noch ein, aus dem alten Brunnen Wasser zu schöpfen, denn schon eine Reihe von Jahren brachte eine Leitung reines, klares Wasser in das Dorf. Auch die massigen Torpfeiler standen nutzlos da. Das schmiedeeiserne Gittertor war längst verrostet und zerfallen.

Mit Krischan stand es nicht anders. Arbeiten konnte er mit seinen zweiundachtzig Jahren nicht mehr, aber wie die Eichen, der Brunnen und die Torpfeiler geduldet wurden, so dachte auch niemand daran, den alten Krischan fort zu bringen.

Auf dem Beekhofe war er geboren. Seine Mutter Gesine Bastwöste war mit dem Knecht vom Lüttjenhofe versprochen gewesen. Im Herbstmond sollte die Hochzeit sein, aber als man den Roggen herein brachte, kam der Knecht unter ein durchgehendes Gespann. Man trug ihn tot vom Felde. Im März, als gerade die ersten Veilchen zu blühen anfingen, wurde Krischan geboren. Man behielt ihn auf dem Hofe. Er spielte mit den Beekhofkindern, ging mit ihnen zur Schule, half erst als Kleinknecht bei Aussaat und Ernte, ging dann hinter dem Pfluge, und als er seine drei Jahre bei des Kaisers Grenadieren abgedient hatte, kehrte er wieder auf den Beekhof zurück. Er hatte dort gute und schlechte Zeiten gesehen, Hochzeiten und Kindtaufen mitgefeiert und zwei Besitzer zum Totenacker geleitet. Jetzt war er zu nichts mehr nütze. Keiner im Dorfe zählte so viel Jahre wie er. Er wäre gern gestorben, obwohl jedermann freundlich zu ihm war, aber der Himmel hatte ihn wohl vergessen.

Seit einiger Zeit war es nicht mehr so auf dem Beekhofe, wie es sein sollte. Fremde Männer kamen, guckten in die Ställe, schritten über die Felder und hatten ein lautes Wort, als wenn sie die Herren wären. Jedesmal, wenn sie weggefahren waren, ließ Heinrich Beekmann, der junge Besitzer, dem Krischan noch die Flötepfeifen aus Weidenbast geschnitten hatte, den Kopf tiefer hängen oder stand mit blassem Gesicht am Heck und sah mit schwimmenden Augen über die Weiden, auf denen das Jungvieh graste. Und heute war das ganz schlimm gewesen. Die Männer hatten in der Herrenstube lauter geschrien als sonst, dem Bauern Papiere vor's Gesicht gehalten und dabei allerlei Zeug geredet, das Krischan nicht verstand; aber etwas Gutes war es sicher nicht gewesen. Die Bäuerin weinte. Und mit einem Male ging der Bauer über den Hof und hatte seine Jagdflinte übergehängt, was doch sonst um diese Zeit nicht seine Gewohnheit war.

Da überkam den alten Krischan eine Ahnung von etwas Fürchterlichem. Heimlich ging er dem Bauern nach. Der saß an der Waldecke, starrte auf das Moos zu seinen Füßen und hielt die Flinte zwischen den Knien. Seine Finger glitten den Lauf entlang. Als sie den Abzug berühren wollten, stand Krischan hinter dem Bauern und bog die Mündung zur Seite: „Dazu hast du kein Recht nich, Bauer, damit machst du nichts besser. Du willst dem Herrgott vorgreifen, das darfst du nich."

„Krischan", schrie der Bauer und sah den Alten an mit Augen, in denen Angst und Todesbangen stand, „Krischan, übermorgen tun sie den Hof verkaufen, wenn ich die Zinsen nicht zahlen kann. Und woher soll ich noch Geld schaffen? Alle müssen wir weg, die Grete und ich und die Kinder und du und . . . alle, alle müssen wir 'runter vom Hof. Wo soll ich dann Brot für uns schaffen, wo kein einer heute Arbeit hat . . ."

Mit zitternden Fingern zog Krischan die Patronen aus den Läufen und schob sie in die Tasche: „Für mich, Bauer, wäre das nicht weiter gefährlich. Ich sollte wohl noch ein Plätzchen finden, wo ich in Ruhe sterben kann, doch du und die Bäuerin und die Kinder, ihr müßt bleiben. Aber das, was du vorhattest, tut kein Beekmann, und damit bringst du den Kindern keinen Segen. Nun komm man mit zum Hofe, da wollen wir mal darüber sprechen." — — —

Der Bauer wußte nicht, was der Alte wollte, als er ihn in die enge Schlafkammer führte und auf das schmale Feldbett niederdrückte. Der aber kniete schwerfällig vor der buntbemalten Beilade nieder, hob den schweren Deckel und begann zu kramen. Es roch nach Alter und trockenem Waldmeister. Mit zärtlichen Fingern strich der Greis über das Brautkleid seiner Mutter, ehe er es auf den Stuhl legte, hob einige Wäschestücke, ein dickes Gesangbuch, eine Uniformmütze, den Sonntagsrock heraus und brachte endlich einen großen ledernen Geldbeutel hervor.

„Hier, Bauer. Das ist der Brautschatz meiner Mutter und meines Vaters, den ich ja nicht gekannt habe. So manches gelbe Stück sparte ich dazu, bis der große Krieg kam. Vielleicht kommst du damit hin; wenn nicht, findst du wohl einen, der dir das übrige gibt."

Der Bauer griff hinein. Seine Finger fühlten Gold, viel Gold. Wohl an die fünftausend Mark. „Krischan, das wolltest du mir . . . Das soll ich . . .?"

„Nimm man", sagte der Alte, „ich hab' keinen, der auf mich warten tut. Ich wollte mich immer dafür irgendwo einkaufen, aber dein Vater und du, ihr seid immer gut zu mir gewesen. Da tat das nicht nötig."

Der Bauer drückte dem Alten die Hand, seine Lippen zitterten. Keinen Laut brachte er hervor.

„Ist all'gut", wehrte Krischan ab. Da drehte sich der Bauer um und ging die Kammertreppe hinab, weil es ihm heiß in die Augen stieg.

Der alte Krischan saß noch lange auf der Beilade. Er nickte vor sich hin und murmelte: „Der Herrgott wußte schon, warum er mich so lange herumlaufen ließ. Nun bin ich doch noch zu was nütze gewesen."

Der Wundergraf von Roßwald

Ein seltsamer Freund Friedrichs des Großen.

Im 18. Jahrhundert lebte in Deutschland ein Mann, der als der genialste Sonderling seiner Zeit eine Art europäischer Berühmtheit war. Graf von Hoditz hieß er, und das Leben des „Wundergrafen von Roßwald", wie er nach seinem Heimatort an der mährisch-schlesischen Grenze genannt wurde, verdient hohes Interesse, denn selten ist ein Dasein so abwechslungsreich verlaufen wie das seine.

Er wurde im Jahre 1706 als Sohn eines Großgrundbesitzers geboren. Seine Mutter starb früh, und der von der Natur verschwenderisch bedachte Knabe leistete sich trotz aller Erziehungsversuche seines Vaters so tolle Streiche, daß der alte Graf endlich die Geduld verlor, dem Achtzehnjährigen sein großes mütterliches Erbteil auszahlte, und ihn in die Welt hinausschickte.

Der junge Albert, der sich verpflichten mußte, nie zu seinem Vater zurückzukehren, durchstreifte nun ganz Europa und fand auf seinen Reisen an allen Höfen und bei den vornehmsten Kreisen die freundlichste Aufnahme. Sein reger Geist und sein lebendiger Kunstsinn eroberten ihm das Wohlwollen der Männer, sein verbindliches Wesen und sein bestechendes Äußeres ließen ihm die Herzen der Frauen zufliegen. Mehrere Jahre dauerte diese Wanderschaft, dann kehrte er ohne Geld nach Österreich zurück, wo Kaiser Karl IV. ihn als Kammerherrn an den Wiener Hof fesselte.

Neue Irrfahrten brachten ihn 1734 nach Erlangen, wo er Herz und Hand der verwitweten Markgräfin Sophie von Bayreuth gewann. Wegen des heftigen Widerstandes der Verwandten der Braut ließ das Paar sich heimlich bei Nacht und Nebel trauen, und erst später kam durch Friedrich II., damals noch Prinz von Preußen, ein Ausgleich mit den Angehörigen Sophiens zustande.

Die Markgräfin, die ihren jungen Gatten wahrhaft liebte, wollte eine Versöhnung Alberts mit seinem Vater bewirken. Als ihre briefliche Bitte höflichst aber fest abgeschlagen wurde, faßten die beiden einen Entschluß, dessen Abenteuerlichkeit damals größtes Aufsehen erregte. Mit einem Troß von bewaffneten Dienern zogen sie nach Roßwald, um den

alten Grafen mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Da aber die Fama dem sonderbaren Zug vorausgeflogen war, verbarrikadierte der von Gicht fast gelähmte Schloßherr sein Haus und zog Verstärkung zusammen. Ein Sturmangriff der Leute Alberts wurde zurückgeschlagen, und eine lange Belagerung begann.

Zwei Monate lang wurde täglich vergebens ein Bote mit der Bitte um eine Unterredung an den Grafen gesandt. Schließlich nahm Albert von Hoditz seine Zuflucht zu einer List. Er ließ seinem Vater melden, daß er endgültig abrücken werde, drehte aber nach kurzer Zeit wieder um und ritt im Galopp mit seiner ganzen Gefolgschaft durch die geöffneten Tore ein. Der alte Schloßherr bekam einen solchen Schreck, daß er von seinem Tragstuhl aufsprang und so den Gebrauch seiner Gliedmaßen wiedererhielt. Aus Freude hierüber zeigte er sich zur Aussöhnung bereit, und diese war so aufrichtig, daß bis zum Tode des Grafen das beste Einvernehmen in der Familie herrschte.

Mit dem Ableben seines Vaters kam Albert von Hoditz in den Besitz des damals ungeheuren Vermögens von 6 Millionen Gulden, das er innerhalb von 35 Jahren restlos vergeudete. Während jener Zeit schuf er aus Roßwald einen Feensitz, zu dem die Besucher aus ganz Europa kamen, um diese Verwirklichung der Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ zu besichtigen.

Seinen Freunden errichtete der „Wundergraf“ kunstvolle Grabdenkmäler und seiner 1752 verstorbenen Frau ein Mausoleum, in dem er jede Woche eine Andacht abhielt. Hierzu dichtete und komponierte er Hymnen, wie er überhaupt allen schönen Künsten und Wissenschaften huldigte. Er war Poet und Musiker, Bildhauer und Maler, Mediziner und Chemiker. Die Fiebertropfen, die er herstellte, wurden in der preußischen Armee als „Hoditz-Tropfen“ verschrieben.

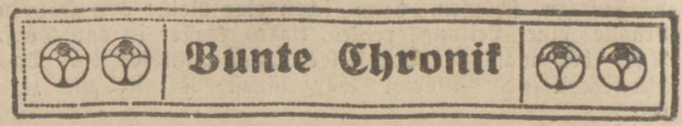
Nach dem Hubertusburger Frieden entspann sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Friedrich dem Großen und dem Grafen, das interessant ist für die Beziehungen, die der Eroberer Schlesiens mit dem Adel dieses Landes anzuknüpfen wußte. Sie beglückwünschten sich regelmäßig zu Neujahr und zum Geburtstag, schickten sich Früchte, Wein und seltene Gewächse zum Geschenk und tauschten ihre Ansichten über politische und literarische Ereignisse aus.

Im August 1765 besuchte Friedrich den Grafen zum ersten Male, hatte ihn aber vorher gebeten, auf jeden Prunk bei seinem Empfange zu verzichten. Um so freieren Spielraum ließ Hoditz seiner Sucht zu phantastischen Festen, als sein königlicher Freund im Jahre 1770 wieder zu ihm kam. Eine immer großartigere Veranstaltung folgte der anderen. Alle Gestalten der griechischen Sagenwelt waren in den Hainen des Riesengartens zu lebenden Bildern vereinigt, entzückende Feuerwerke wurden abgebrannt, die ausgeklügeltsten Wasserkünste in den durch 6000 Rohrleitungen gespeisten Anlagen gezeigt. Zu den seltsamen Belustigungen, die sich der Graf für seinen Gast ausgedacht hatte, gehörte auch eine Schachpartie, bei der eine Wiese das Brett und kostümierte Diener die Figuren darstellten.

Am 16. September jenes Jahres schrieb Friedrich aus Potsdam an Hoditz: „Lieber Graf! Ich bin noch ganz bezaubert von meinem Aufenthalt zu Roßwald, und der Gedanke an das Vergnügen, das ich dort genossen habe, folgt mir allenthalben. Überall sehe ich meinen liebenswürdigen Wirt beschäftigt, mir tausend Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben. Was kann ich, mein lieber Graf, Ihnen nicht alles ausdrücken, was die Erinnerung an diesen Aufenthalt Köstliches für mich hat. Gestatten Sie, daß ich, fern von Ihnen, Ihnen wenigstens schriftlich versichere, daß ich mich immer mit unendlichem Vergnügen an die Augenblicke erinnern werde, die ich bei Ihnen verlebt habe, und daß ich nicht aufhören werde, für Ihr Wohlbefinden und Glück aufrichtige und heiße Wünsche zu hegen.“ Und im Januar des nächsten Jahres schreibt er ihm: „Lieber Graf, Sie sprechen fast wie Voltaire in Ihrem Glückwunschbriefe vom 14. d. Mts., aber Sie denken unendlich viel besser als er . . .“

Damals war die Zeit schon nahe, wo der König durch die Tat Hoditz seine Freundschaft und Hilfsbereitschaft beweisen konnte. An seinem Lebensende ging der Graf mit Riesenschritten dem finanziellen Ruin entgegen. Eine Zeitlang konnte er sich noch durch einen Kunstgriff über Wasser halten, der mehr seiner Originalität als seinem Charakter Ehre machte. Er schrieb an das Olmützer Domkapitel, dem nach alten Urkunden beim Aussterben des Hoditzschen Geschlechtes dessen Güter gehören sollten: „Ich brauche demnächst 20 bis 30 000 Gulden. Sollten Sie mir diese nicht schicken, so erkläre ich Ihnen, hierdurch, daß ich mich mit einer jungen Person verheiraten werde und es seltsam zugehen müßte, wenn ich nicht in Jahresfrist einen Nachkommen hätte.“

Da die Domherren sich schon als sichere Erben der großen Besitzung betrachteten, machten sie gute Miene zum bösen Spiel und zahlten. Als aber die Forderungen nicht aufhörten, schlossen sie ihre Taschen, und Hoditz wollte sich nun wirklich verheiraten. Schließlich legte Friedrich der Große sich ins Mittel und bot ihm eine Übersiedlung nach Potsdam und eine Rente an. Nach mehrmaliger Wiederholung des Vorschlags ging der Graf darauf ein.



Bunte Chronik

Eine Bambusorgel.

Die merkwürdigste Orgel der Welt befindet sich in Las Pinas auf der Philippineninsel Luzon. Sie ist über 100 Jahre alt. Da der Ort nicht über so viel Mittel verfügte, um sich eine Orgel anschaffen zu können, entschloß sich ein Augustinermönch, mit Namen Diego Cera, selbst eine Orgel für die arme Gemeinde zu fertigen und zu diesem Zwecke den auf der Insel reichlich vorhandenen Bambus zu verwenden. Um den Bambusstäben die nötige Härte und Festigkeit zu geben, wurden sie in den heißen Küstensand eingegraben und ein halbes Jahr lang darin belassen. Danach ging der Mönch an die Herstellung der Pfeifen, des Blasebalges, der Ventile und aller sonstigen Zubehörteile. Nach vier Jahre langer ununterbrochener Arbeit hatte der Pater fast ohne fremde Hilfe das Orgelwerk fertiggestellt, und 1822 ertönte es zum ersten Male. Ein schweres Erdbeben, das 1862 die Insel heimsuchte, ließ die Orgel unversehrt. Das Werk hat 320 Pfeifen und ist völlig ohne Verwendung von Metallteilen gebaut worden. Nachdem es seit 1888 nicht mehr gespielt werden konnte, erfuhr es vor etwa fünfzehn Jahren eine gründliche Erneuerung, so daß es heute noch brauchbar ist.

*

Eine Eiche als Wohnung.

Es war nicht gerade die Wohnungsnot, die eine junge Türkin aus Alsandjak bei Smyrna zwang, neun Jahre lang in einer hohlen Eiche zuzubringen, wo sie kürzlich zufällig aufgefunden wurde. Die Einsiedlerin, eine geborene Rumänin, hatte sich während des Krieges sterblich in einen jungen türkischen Offizier verliebt, war ihm in seine Heimat gefolgt und hatte ihn geheiratet. Sieben Jahre lebte das Paar glücklich zusammen, bis der junge Gatte aus politischen Gründen floh, seine Frau allein zurücklassend. Aus Verzweiflung gab diese ihr Heim auf und lebte fortan als Einsiedlerin im Walde, wo ihr die hohle Eiche als Wohnung diente. Gras und Beeren bildeten die ausschließliche Nahrung der Unglücklichen, die nur den einen Wunsch hat, möglichst bald aus der Gesellschaft der Menschen wieder in ihre Einsamkeit zurückkehren zu dürfen.

*

Frauen gehen im Preise zurück.

Eins der wesentlichsten Kennzeichen der gegenwärtigen Weltkrise, der außerordentliche Preissturz aller Waren, hat auch auf einen „Artikel“ übergegriffen, an den man bei uns nicht so ohne weiteres denken würde. Frauen sind billiger geworden, jedenfalls in Südafrika. Bei den Hottentotten und Basutos muß nämlich noch heute der Heiratslustige seine Zukünftige ihrem Vater abkaufen, wobei 12 bis 15 Rinder als der übliche Satz für „gute Mittelware“ galten. Heute ist indessen ein nicht allzu übles Mädchen schon für die Hälfte zu haben. Darob große Beunruhigung unter den Schwiegervätern in spe, denen ihr kostbarster Besitz, ihre an den Mann zu bringenden Töchter, in dieser bedauerlichen Weise entwertet wird.

Verantwortlicher Redakteur: J. B. Arno Ströse: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.